

Wolf Schneider
Wörter machen Leute - Magie und Macht der Sprache

Der folgende Auszug stammt aus dem Kapitel IV "Das Wort als Aggressor", Abschnitt 15 "Fallstudie", S. 136 - 144

Das Schlagwort »Gleichheit« und die Gründe seiner Explosivität

"Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Aber wie gelangen wir zu den Tätigkeitswörtern?
Stanislaw Jerzy Lec

Ginge es darum, einem einzigen Wort den Preis für die äußerste politische Sprengkraft zu verleihen: vermutlich würde die Wahl auf die *Gleichheit* fallen, *égalité*, *equality*, *igualdad*, *uguaglianza*, *jämlikhet* auf ein Wort, das in einem Dutzend Bedeutungen schillert, in »Ist mir egal« und »Komme gleich« der kraftlosesten Alltagssprache angehört und dennoch von Sphärenklängen umrauscht wird wie die *Ewigkeit*: Triumphwagen des sozialen Fortschritts und Schinderkarren des Individualismus, so recht ein Begriff, große Politik damit zu machen.

Wenn das Wort nur ein Etikett wäre, nur der Name für Zustände, Tendenzen oder Forderungen, die ohne den Namen genauso herrschen oder erhoben werden würden - wir brauchten uns in einem Buch über die Sprache bei der Gleichheit nicht aufzuhalten. Wörter sind jedoch ihrem Wesen nach Zuspitzungen, sie können Handlungen auslösen, die ohne sie nicht stattgefunden hätten, vor allem wenn man sie hartnäckig wiederholt; und wir werden noch sehen, wie Wörter das Denken kanalisieren oder gar imstande sind, die Wirklichkeit dem anzupassen, was ein Schlagwort fälschlich über sie behauptet: Haben wir oft genug vernommen, alle Menschen seien »gleich«, so glauben wir schließlich daran; mehr noch: Wir beginnen die Unterschiede abzuhebeln, die unserm Glauben an das heilige Wort im Wege stehen. »Die Gleichheit«, schrieb Tocqueville, »legt dem Menschengestalt etliche Ideen nahe, auf die er ohne sie nicht gekommen wäre, und modifiziert fast alle seine früheren Ideen.«

Aber was ist das »die Gleichheit«? In deutschen, englischen und französischen Wörterbüchern lautet die oberste Definition einhellig: völlige Übereinstimmung, das Fehlen von Unterschieden. »Gleich« wären folglich zwei Autos desselben Typs, derselben Farbe, wohl auch der gleichen Innenausstattung, notgedrungen ohne Unterschied im Kilometerstand, genaugenommen mit derselben Zulassungsnummer, und was ist mit den Rostflecken und der Abnutzung der Bremsbeläge? Zwei »gleiche« Autos im strikten Wortsinn gibt es nicht. Und zwei gleiche Menschen sollte es geben? Völlig gleich, hat Leibniz nachgewiesen, kann ein Ding allein mit sich selber sein; nur sprechen wir dann nicht mehr von Gleichheit, sondern von *Identität*. In seiner engsten und obersten Bedeutung hebt das Wort sich selber auf.

Doch die Wörterbücher lassen ja die Abstufungen folgen. *Egalité* bedeutet nicht nur Übereinstimmung in *allen* Merkmalen, sondern auch in *vielen*, oder in *einigen*, oder wenigstens in *einem*. »Gleich« dürfen demnach ein Rennauto und ein Lastwagen heißen, wenn sie beide sechs Zylinder haben. *Gleichheit* ist einerseits eine so strenge Forderung, daß keine zwei Dinge auf Erden ihr entsprechen können, andererseits eine derart lockere Übereinstimmung, daß die meisten Leute sich scheuen würden, nur von *Ähnlichkeit* zu sprechen. Ein starkes Wort! Ein hochelastischer Ballon, aus dem man nahezu jede Definition herauszaubern kann. Die *mathematische Gleichheit* stiftet nur zusätzliche Verwirrung: Sie hat sich im Mittelfeld der vielen Definitionen angesiedelt. $3 \text{ plus } 5 \text{ gleich } 8$ sagen wir nicht von ungefähr - der Mathematik genügt die Gleichheit des Resultats. Sie nennt Körper »gleich«, wenn sie bei verschiedener Form dasselbe Volumen, und Dreiecke, wenn sie bei beliebigen Winkeln die gleiche Fläche haben; Dreiecke von gleicher Größe *und* gleichen Winkeln heißen *kongruent*: das ist für die Geometrie mehr als gleich, obwohl die Logik eine Steigerung von Gleichheit nicht zuläßt.

Da schon die *Zahl* der geforderten Merkmale im Dunkel bleibt - wieviel teilt uns das Zauberwort über die *Art* der Merkmale mit, die sich zur Gleichheit ergänzen sollen? Das Problem beschäftigte bereits die griechische Philosophie. Aristoteles unterschied die *arithmetische* von der *proportionalen* Gleichheit, doch wiederum nicht sauber, da »proportional« für ihn einmal »nach Gebühr« und ein andermal »in geometrischer Reihe« bedeutet, also erstens mathematisch ungleich und zweitens in einer anderen Form mathematischer Vergleichbarkeit. In der Praxis: Wenn knappes Essen unter hundert Menschen »gleich« verteilt werden soll - bekommt dann jeder die gleiche Menge (arithmetisch), oder jeder so viel, daß siebzig Prozent seines Hungers gestillt werden (proportional), oder am meisten die, die am schwersten gearbeitet haben (nach Gebühr), oder Magere doppelt soviel wie Dicke (zum Zweck der Angleichung)? In der Vollversammlung der Vereinten Nationen hat jeder Staat eine Stimme, obwohl der größte mehr als tausendmal so volkreich und so produktiv ist wie der kleinste. Dadurch fühlen sich von jeher die großen Nationen benachteiligt - neuerdings auch die kleinen: Die Entwicklungsländer müßten ihre Schwäche durch ein Mehrfachstimmrecht *kompensieren*, forderte der Delegierte Kenias 1975 auf dem Weltkongreß für Rechts- und Sozialphilosophie in St. Louis.

Dies alles vor Augen, kann man sich nur zitternd der Frage nähern: Welche »Gleichheit« meinte wohl die amerikanische Unabhängigkeitserklärung von 1776, die das heiße Wort zum erstenmal in der Geschichte in

Wolf Schneider

Wörter machen Leute - Magie und Macht der Sprache

den Rang einer Garantie erhob? »Wir halten es für Wahrheiten, die keines Beweises bedürfen, *that all men are created equal*, daß alle Menschen gleich geschaffen und von ihrem Schöpfer mit bestimmten unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind; darunter dem Recht auf Leben, auf Freiheit und auf Streben nach Glück...«

Der große Satz litt an zwei Schwächen. Zum einen waren unter den »Menschen« die Negersklaven nicht mitgezählt - unter dem Protest des Autors Thomas Jefferson, der gleichwohl nie auf die Idee verfiel, seine eigenen Sklaven freizulassen. Und zum anderen blieb gänzlich unklar, welche Qualität die »Gleichheit« haben sollte. Sicher war die *Gleichheit vor Gott* gemeint, die christliche *égalité*, die früheste Stufe, schon häufig verkündet, politisch belanglos oder gar irdische Ungleichheit stabilisierend, mithin selbst für die Neger geeignet. Wahrscheinlich war überdies an die *Gleichheit vor dem Gesetz* gedacht, dies nun aber nicht mehr für die schwarzen Sklaven; auch stehen ja für diese spezielle Art der Gleichheit die Wörter *equity*, *équité*, *Gleichberechtigung* zur Verfügung, und wer sie nicht benutzte, könnte sich dabei etwas gedacht haben. Eine dementsprechende Formel wählte die französische Nationalversammlung 1789 in ihrer Menschenrechts-erklärung: *égaux en droits*, »gleich an Rechten« sollten alle Menschen sein - was man freilich ebenfalls richtig lesen mußte: Darein fügte sich nämlich, daß die Sklaverei bestehen blieb, wo immer sie auf französischem Territorium herrschte, das heißt in den Kolonien; wobei die Sklaven nicht etwa vergessen, sondern 1790 von den Menschenrechten ausdrücklich ausgenommen wurden, mit der listigen Formel, auf die innere Verwaltung der Kolonien habe die Menschenrechtserklärung keinen Einfluß.

Sollte Jefferson unter equality die *politische Gleichheit* verstanden haben - gleiches Recht und gleiche Chance, zu wählen und gewählt zu werden? Dergleichen strebte in den neuen Vereinigten Staaten niemand an, das Wahlrecht besaßen nur die männlichen Grundbesitzer unter den Weißen; die Frauen bekamen es erst 1920.

Doch merkwürdig: Während juristische und politische Gleichheit noch im argen lagen, hörten vermutlich viele Menschen in dem Schlagwort *equal* über das Juristische und Politische hinaus schon die *soziale Gleichheit* mitschwingen, die Nivellierung des Vermögens; denn was brächte sonst das »Streben nach Glück« den Armen? Ja man muß davon ausgehen, daß auch Jefferson die Möglichkeit einer solchen Deutung bekannt war. Schließlich hatte Montesquieu 1748 in seinem Hauptwerk »Vom Geist der Gesetze« gerade die Gleichheit des Vermögens als notwendigen Bestandteil der Demokratie eingestuft: »Reichtum verleiht eine Macht, die der Bürger für sich nicht ausnutzen kann, weil er sonst den anderen nicht mehr gleich sein würde; und Reichtum verschafft Freuden, die der Bürger nicht genießen darf, weil sie ebenso die Gleichheit verletzen würden.« Gewiß hatte Jefferson dies gelesen, er übersetzte sogar eine Montesquieu Biographie ins Englische; und selbstverständlich kannte er die Geschichte der *Levellers* (Gleichmacher), einer radikal-demokratischen Partei, die um 1650 in England die politische Gleichheit durchsetzen wollte und sich dabei den Vorwurf zuzog, das könne nur in wirtschaftlicher Gleichheit enden.

Allenfalls läßt sich also mutmaßen, was die Väter der *equality* von 1776 primär meinten oder anstrebten. Völlig offen dagegen ist, welche Nebenbedeutungen des Wortes sie achselzuckend oder nicht ungern in Kauf nahmen, und zumal, was darunter von den Millionen Menschen aller Bildungsschichten verstanden wurde, auf die das Schlagwort niederbrach - vielerlei und wenig, alles und nichts und natürlich von jedem etwas anderes. Eben dies aber scheint den Reiz großer Schlagworte auszumachen und ihnen die Chance historischer Wirkung zu gewähren. Ein umstürzendes Wort muß offenbar folgende Eigenschaften besitzen:

1. Es muß geeignet sein, erhabene Assoziationen auf sich zu ziehen, die alle Gegner entmutigen.
2. Es muß unbestimmt genug sein, um die, die es in Umlauf setzen, zu allem zu berechtigen und zu nichts zu verpflichten.
3. Es muß so unbestimmt sein, daß alle, die es hören, diejenige Bedeutung hineinlegen können, die ihnen am meisten zusagt.
4. Es muß so elastisch sein, daß Jahrzehnt um Jahrzehnt mehr, Umfassenderes, Radikaleres aus ihm herausgelesen werden kann.

Für die Dauerhaftigkeit, die Langzeitwirkung, die historische Durchschlagskraft ist die letzte Eigenschaft die wichtigste. Gerade bei der Gleichheit läßt sich das Ausgreifen der Interpretation zu immer weiterreichenden politischen Forderungen deutlich verfolgen. Die Eskalation des Begriffs setzte in Frankreich sogleich nach 1789 ein. Beim »Bundesfest« vom 14. Juli 1790 sangen die Hunderttausende in den Straßen von Paris die mitreißende Hymne der Gleichmacherei:

Ah! Ça ira, ça ira, ça ira!

Celui qui s'élève, on l'abaissera, Et qui s'abaisse, on l'élèvera!

(Ja, so wird's gehn, so wird's gehn, so wird's gehn! Wer sich erhöht, der wird erniedrigt, und wer sich erniedrigt, der wird erhöht!)

Wolf Schneider

Wörter machen Leute - Magie und Macht der Sprache

1792 sprach Robespierre: »Jetzt kommt es darauf an, auf den Trümmern des Thrones *die heilige Gleichheit* zu errichten.« 1793 forderten die Jakobiner, in der Verfassung die Gleichheit über die Freiheit zu stellen, und einige von ihnen plädierten dafür, die Kirchtürme niederzureißen, weil ihre Höhe den Gleichheitsgrundsatz verletze. 1794 gründete François Babeuf den »Club der Gleichen«, prägte 1796 ein anderes welthistorisches Schlagwort, die *Diktatur des Proletariats*, predigte die Beseitigung aller Bildungsunterschiede und forderte die Gleichheit des Geldes durch Abschaffung des Eigentums: »Die Natur hat jedem Menschen das Recht gegeben, sich eines gleichen Anteils an jeglichem Eigentum zu erfreuen.«

Zu ersinnen blieb nun nicht mehr viel - vielleicht noch die blauen Kittel für alle Chinesen; oder die Verwischung der Geschlechtsunterschiede, wie sie seit Mitte der sechziger Jahre in der westlichen Welt in Mode ist; oder die Vereinheitlichung der Erbmasse, die Aldous Huxley 1932 in seiner »Wackeren neuen Welt« kommen sah; oder der amerikanische »Handicapper General«, der laut Kurt Vonnegut im Jahr 2081 darauf achtet, daß die Starken mit Schrotsäcken beschwert und die Klugen durch Radioempfänger im Gehirn am kontinuierlichen Denken gehindert werden. Dazwischen der originelle Vorschlag Shaws, zum Maßstab der Gleichheit, wenn einmal jedermann wohlgenährt und seinem Talent gemäß voll ausgebildet sei, die »Volksheiraterie« zu nehmen, die *national intermarriageability*. das heißt die Chance für jeden Bürger eines Landes, seine Gattenwahl ohne den geringsten Rest von Berufs- und Standesvorurteilen zu treffen - »weiter kann Gleichheit nicht gehen«.

Was in der Praxis auf Babeuf und aus ihm folgte, war im wesentlichen zweierlei: im Marxismus die systematische Ausformung seiner Ideen, im demokratischen Sozialismus die praktische Annäherung an den von Babeuf beschriebenen Zustand.

Die Nationen, die das Marxsche Lehrgebäude bezogen haben, wohnen zur Zeit noch im Parterre: dem Sozialismus, in dem keine Gleichheit in der Verteilung der materiellen Güter herrscht; der Grundsatz »gleicher Lohn für gleiche Arbeit« ziehe Ungleichheit nach sich, »da die Menschen unterschiedliche Talente und Fähigkeiten haben«. Erst in der Beletage des kommunistischen Endzustands, im Reich des Überflusses soll es so weit sein, daß Talent und Tätigkeit »kein Vorrecht des Besitzes und Genusses mehr begründen«.

Mit der Gleichheit des Sozialismus haben viele westliche Nationen auf milde Weise gleichgezogen; ja längst sind in einigen von ihnen Entwicklungen im Gange, die dem verkündeten Fernziel des Ostens nicht nachstehen, während sie über seine Praxis schon hinausgehen.

Aus der von Babeuf geforderten Beseitigung der Bildungsunterschiede ist das Schlagwort *Chancengleichheit* aufgeblüht: Jeder soll die gleiche Chance haben, seine Talente zu entfalten. Anfänglich bedeutete das: den gleichen Zugang zu Schulen und Universitäten, und bis dahin gibt es gemeinhin keinen Parteienstreit. Sehr bald jedoch ließ sich der Frage nicht ausweichen: Da der angeborene Teil der Begabung von unterschiedlicher Größe ist - haben dann Kinder von gleicher Schulbildung die *gleichen* Chancen? Oder läßt der gleiche Unterricht nicht vielmehr den Abstand zwischen den Klugen und den weniger Klugen genau so, wie er in den Windeln war? Müssen also nicht die benachteiligten Kinder einen gründlicheren Unterricht erhalten als die klugen? Der farbige Schriftsteller James Baldwin forderte das 1963 zugunsten der Neger; an vielen amerikanischen Colleges, in Schweden und an den integrierten Gesamtschulen der sozialdemokratisch regierten Länder der Bundesrepublik wird es inzwischen praktiziert. Damit kommt Zündstoff auch in diesen Teil der Gleichheitsforderung, die Parteien entzweien sich, ein Widerspruch tritt auf: Der Grundsatz gleicher Erziehung wird verletzt, in der Absicht, durch ungleiche Erziehung gleiche Fähigkeiten zu erzeugen. »Eine Schule, die sich um alle Schüler gleich intensiv kümmert, zementiert die Unterschiede - Chancengleichheit erfordert die Parteinahme der Schule für die Schwächeren. Zugespißt formuliert: Chancengleichheit ist nur durch Ungleichheit zugunsten der benachteiligten Schüler zu erreichen.«

Eine ähnliche Wirkung hat das Quotensystem, das Präsident Johnson 1965 in Amerika einführte, soweit es in seiner Macht stand: Alle Firmen, die Regierungsaufträge bekommen wollen, und alle Institutionen, die juristisch oder finanziell von der Regierung abhängig sind, müssen den benachteiligten Minderheiten zu *arithmetischer Gleichheit* verhelfen, und das sind Frauen, Neger, Indianer, Asiaten und »Personen mit spanischem Nachnamen« (d. h. Mexikaner und Portorikaner). Den Universitäten zum Beispiel wird mitgeteilt, wie groß der Anteil dieser Minderheiten an der Summe aller lehrbefähigten Personen auf dem Arbeitsmarkt ist; bleiben im Lehrkörper die Minderheiten hinter diesen Quoten zurück, so dürfen frei werdende Lehrstühle so lange nur mit Negern, Indianern usw. besetzt werden, bis das Soll erreicht ist.

Damit sind bereits etliche Forderungen aus dem Langzeitprogramm der schwedischen Sozialdemokraten erfüllt, dem Myrdal-Report von 1969. Die Gesellschaft habe die Aufgabe, »dort das Gleichgewicht wiederherzustellen, wo die Natur allzu große Ungleichheit geschaffen hat«, heißt es darin. »Es muß als selbstverständlich gelten, ... daß für die Schwachen besondere Anstrengungen gemacht werden, eben weil es *die Ungerechtigkeit der Natur zu korrigieren gilt*.« Das ist Babeuf total, und weiter: Beim liberalen Ideal der bloßen Chancengleichheit werde »das Unheil in den gesellschaftlichen Mechanismus eingebaut ... Denn die Menschen entwickeln sich je nach den Umständen auch bei gleichem Start unterschiedlich.« Mithin könne die Gleichheit nicht eines Tages »erreicht« sein. »Das Gleichheitspostulat verlangt, neu entstehende Unterschiede zu mildern, und vor allem, ihnen vorzubeugen ... Die Gleichheit wird zum übergeordneten Ziel.

Wolf Schneider
Wörter machen Leute - Magie und Macht der Sprache

Auch die Freiheit muß gleich verteilt werden, politisch, ökonomisch und kulturell.« Die Gleichheit über die Freiheit: das ist der Verfassungsentwurf, mit dem die Jakobiner 1793 nicht durchdrangen; es ruft die Sorge prominenter Liberaler wach, daß wir im Begriff stehen könnten, »die Realität der Freiheit für den Anschein der Gleichheit zu opfern«.

Die deutschen Sozialdemokraten vermieden in ihrem Godesberger Programm von 1959 das Wort »Gleichheit« aufs sorgfältigste; aus Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit machten sie das maßvolle Postulat *Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität*, und in ihrem »Orientierungsrahmen für die Jahre 1975 - 1985« beließen sie es dabei. Im SPD-Wahlprogramm vom Oktober 1972 übernahm die Chancengleichheit eine zentrale Rolle, und dazu tauchte eine Formel von großer Deutlichkeit auf, die sich an extreme Definitionen der Gleichheit anlehnt: *Vereinheitlichung der Lebensverhältnisse*. Aus Schweden und England kommen unterdessen die ersten Forderungen nach gleichem Lohn für ungleiche Arbeit, das heißt für alle - vorgeprägt im biblischen Gleichnis vom Weinberg (Matthäus 20), wo der Einheitslohn allerdings Unfrieden stiftet; die Arbeiter, die sich elf Stunden lang geplagt haben, murren: »Diese letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und die Hitze getragen haben.« Solche Abkehr vom Leistungsprinzip wollen die schwedischen Sozialdemokraten noch weiter treiben: Bei der überfälligen »radikalen Veränderung der Lohnrelationen« solle die körperliche Schwerarbeit eher höher als die geistige Arbeit bezahlt werden, weil sie monotoner sei und nicht an angeborenen Eigenschaften hänge. Von dem Wort »Gleichheit« wird das alles geduldig gedeckt.

Läßt man die Expansion der Gleichheitsidee Revue passieren und dazu die Frustrationen, die sie nach sich zieht, nimmt man die Feststellung des Myrdal-Reports hinzu, daß Gleichheit nie erreicht, sondern nur unablässig angestrebt werden kann, besieht man sich die Menschen, wie sie sind, die dicken und die langbeinigen, die faulen und die musikalischen, die Watussi und die Pygmäen - so möchte man lauthals eine simple Frage stellen: Meinen wir, wenn wir von Gleichheit reden, nicht allesamt *Annäherung* oder *Ähnlichkeit*? Wären diese Wörter nicht ungleich treffender, da Gleichheit doch weder vorhanden noch erreichbar, noch im strengen Sinn nur denkbar ist? Wäre das Streben nach mehr Ähnlichkeit der Chancen und der Erfolge nicht ebenfalls ein humanitärer Impuls, wie die einen ihn aus der Lehre Jesu, die andern aus der von Marx empfangen? Wären die Wörter nicht überdies fair, weil sie, anders als die Gleichheit, ihre Unschärfe, ihre Dehnbarkeit wenigstens erkennbar machen, die weltfremde Definition »völlige Abwesenheit von Unterschieden« ausschließen und niemanden zu der Forderung verleiten können, alle Türme einzuebnen?

Freilich, es hätte zwei Nachteile, von »Annäherung« zu sprechen. Der Verzicht auf die rabiate Totalität des Anspruchs würde die Sprengkraft des Anspruchs vermindern. Und zum andern wäre ein Transparent mit der Aufschrift »Mehr Freiheit, mehr Ähnlichkeit, mehr Brüderlichkeit« zwar vorbildlich in seinem Augenmaß, nur eben kein Transparent mehr. Es klänge wie »Persil bleibt im großen und ganzen Persil« oder »Wünsche Hitler vorsichtshalber Heil und Segen«. Die Schlagwörter sonnen sich im Glück der undefinierbarkeit, und sie speien Feuer gegen jeden, der sich mit der gerade gängigen Deutung kritisch auseinandersetzen will. Der Physikprofessor Lichtenberg zu Göttingen war klug genug, sein abwägendes Urteil von 1793, der Höhezeit jakobinischen Wütens, nur seinem privaten »Sudelbuch« anzuvertrauen: »Die Gleichheit, die wir verlangen, ist der erträglichste Grad von Ungleichheit. So vielerlei Arten von Gleichheit es gibt, worunter es fürchterliche gibt, ebenso gibt es verschiedene Grade der Ungleichheit, und darunter welche, die ebenso fürchterlich sind. Von beiden Seiten ist Verderben.«